

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Sophia Cronberg**  
**Das Leuchten über den Klippen**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Rebecca starrte auf den Felsen, der spitz aus dem dunklen, schaumgekrönten Wasser ragte. Die winzige Insel glich einer riesigen Haifischflosse. Oder nein, eigentlich dem stolz geblähten Segel eines majestätischen Schiffes – oder noch mehr einer Pyramide, wenngleich diese nicht von Menschenhand gemacht worden war, sondern von Mächten kündete, die irgendwo zwischen Himmel und Meer wohnten und das schroffe Eiland aus den dunklen Fluten hatten erstehen lassen.

Auch an die Spitze einer gotischen Kathedrale ließ die Insel denken, wies doch auch diese in die blauen Weiten des Himmels, hinter denen etwas wohnte, was stärker, größer und ewiger als der Mensch war.

»Sie können gerne einen Ausflug nach Skellig Michael machen. So heißt diese winzige Insel vor der irischen Westküste.«

»Wie bitte?«, entfuhr es Rebecca. Sie fand zurück ins Hier und Jetzt und löste den Blick von der Fotografie, die hinter der Rezeption hing.

»Ja«, sagte die Dame, die sie im Bed and Breakfast in Empfang genommen hatte, »es werden täglich Bootstouren zur Insel angeboten. Natürlich sind diese wetterabhängig – man muss am Morgen vor der Abfahrt anrufen und nachfragen, ob sie auch wirklich stattfinden. Ich kann das gerne für Sie arrangieren. Mein Bruder hat ein Bootsunternehmen, und ich begleite ihn oft. Die Fahrgäste wollen schließlich ein wenig betreut werden, wissen Sie, ich mache Tee und habe sicherheitshalber warme Kleidung mit. Man unterschätzt häufig den Wind, und an Tabletten gegen die

Übelkeit denken viele erst recht nicht. Manch einer hat das Boot schon mit der festen Überzeugung bestiegen, ein echter Seebär zu sein, um bei der ersten Welle mit grünem Gesicht über der Reling zu hängen ... Ach meine Liebe, Sie werden ja ganz blass. Ich wollte Sie gewiss nicht erschrecken. Wie gesagt, es gibt Tabletten gegen die Seekrankheit und ...«

Rebecca war in der Tat schwindlig geworden, aber das lag weniger daran, dass sie sich eine Bootsfahrt auf dem offenen Meer ausmalte, als an der langen Reise, die sie hinter sich hatte.

»Mrs Donovan«, sagte sie bestimmt, ehe die andere zu einem weiteren Monolog ausholen konnte, »Sie haben also ein Zimmer frei?«

»Sagen Sie Sheila zu mir. Und ja, ich kann Ihnen ein sehr schönes Zimmer anbieten. Es liegt zwar auf der Rückseite – das heißt, Sie sehen nur auf die Brücke, nicht Richtung Skellig Michael –, aber um den Ausblick zu genießen, können Sie jederzeit in den Salon kommen. Dort gibt es auch das Frühstück, den Nachmittagstee und ...«

»Und für wie viele Nächte könnte ich das Zimmer haben?«

Sheila schwieg ausnahmsweise, als sie ihren Kalender studierte. Sämtliche Notizen hatte sie mit einem ziemlich stumpfen Bleistift eingetragen, weit und breit war kein Computer zu sehen. So tief, wie sie sich über die Seite des Kalenders beugte, hingen ihr etliche Strähnen des kinnlangen, auffällig rot gefärbten Haares ins Gesicht, aber sie strich sie nicht zurück. »Sie können das Zimmer für drei Nächte haben, danach bin ich leider ausgebucht.«

Sheila hob den Kopf und warf einen Blick auf Rebeccas Tasche, an die diese sich regelrecht festklammerte. Sie war nicht sehr groß, und Rebecca konnte sich auch nicht erinnern, was genau sie in der Eile eingepackt hatte.

»Das genügt doch, oder?«, fragte Sheila. »Die meisten Gäste bleiben nicht länger hier auf Valentia Island. Sie fahren einmal rund um die Insel und machen einen Ausflug nach Skellig Michael. Natürlich ist die Enttäuschung immer groß, wenn das Wetter mal nicht mitspielt. Aber es gibt auch noch das Skellig Experience Center, ein ganz tolles Museum gleich neben der Brücke. Es ist Ihnen sicher aufgefallen, als Sie hergekommen sind, es sieht ein wenig aus wie ein Bunker, wenn Sie mich fragen. Dort sind die Mönchszellen nachgebaut worden, um ...«

»Mönchszellen?«

Rebecca starrte wieder auf das Foto von der Felseninsel, und Sheila folgte ihrem Blick.

»Kaum vorstellbar, dass auf diesem schroffen Eiland je Menschen gelebt haben, nicht wahr? Aber ja, Skellig Michael war im Mittelalter bewohnt. Zwölf Mönche und ein Abt lebten dort. Damals gab es ja noch keine motorisierten Boote, sie sind mit ihren Schiffen einen ganzen Tag dorthin unterwegs gewesen. Und wie hart das Leben gewesen sein muss! Auf der Insel konnte man ja nicht sonderlich viel anbauen, vielleicht ein bisschen Gemüse und paar Kräuter. Ansonsten ernährten sich die Mönche von Vögeln und deren Eiern, und natürlich von Fischen, aber richtig satt sind sie wohl nicht geworden. Auch die Leuchtturmfamilien, die im 19. Jahrhundert auf Skellig Michael ...«

Die Tasche fühlte sich plötzlich sehr schwer an. »Drei Nächte genügen fürs Erste«, fiel Rebecca Sheila ins Wort.

»Ein Cottage vermiete ich übrigens auch, aber das müsste ich erst mal gründlich saubermachen. Schauen Sie sich das Zimmer an. Wie gesagt, es hat keinen Meerblick, aber die Brücke ist gut zu sehen.«

Obwohl Rebecca gerade selbst über die Brücke gefahren war, die Valentia Island mit dem irischen Festland oder ge-

nauer gesagt dem County Kerry verband, vermeinte sie zum ersten Mal davon zu hören. Plötzlich fühlte sie sich so verloren, dass sich auch keine Zweifel geregt hätten, hätte Sheila eine Bootsfahrt über den Lake Michigan vorgeschlagen.

»Sie sagen mir doch Bescheid.«

»Bitte?«

»Nun, falls ich für Sie einen Ausflug nach Skellig Michael arrangieren soll.«

»Ach so, ja.«

Rebecca nahm den Schlüssel an sich und warf einen letzten Blick auf das Foto. Nun las sie auch das Zitat von Bernard Shaw, das darunter stand. »Skellig Michael ist Teil unserer Traumwelt.«

Nun ja, sie konnte sich nicht vorstellen, dass irgendjemand davon träumte, freiwillig auf dieser Insel zu leben wie einst die Mönche. Sie selbst wiederum hatte zwar jahrelang von einer Reise nach Irland geträumt, aber dass sie diese nun angetreten hatte, lag daran, dass sich ihr Leben in einen Albtraum verwandelt hatte. Und als sie wie betäubt die Stufen hochstieg und ihre Schritte von einem weichen, roten Teppich gedämpft wurden, hatte sie nicht das Gefühl, dass sie bald daraus erwachen würde.

An dem Schlüssel hing eine rote Quaste, von der sich etliche Fäden lösten. Mehrmals verfehlte Rebecca das Schlüsselloch. Kalter Schweiß brach ihr aus und erinnerte sie daran, dass sie kaum geschlafen hatte. Als sie endlich doch die Türe aufsperrern konnte, eilte sie sofort zum Bett und ließ sich mitsamt ihren Schuhen darauf fallen. Eine Weile blieb sie mit geschlossenen Augen liegen, ehe sie sich umsah. Das Zimmer war nicht sehr groß, aber gemütlich. Der Teppichboden war – anders als im Gang und Treppenhaus – weiß,

aber genauso flauschig und dick. Zwischen dem King-Size-Bett und dem Fenster war immerhin Platz genug für einen Lehnstuhl. An dem Polster, der dort lag, befanden sich ebenfalls etliche Quasten, diese allerdings in Mintgrün. Den gleichen Farbton hatten die Blümchen auf den Vorhängen und die Vögel auf den beiden Teetassen, die – neben einem Wasserkocher und einem Holzkästchen, das mit löslichem Kaffee und Teepackungen bestückt war – auf einem kleinen Tischchen standen.

Rebecca erhob sich, ignorierte ihre Kopfschmerzen und füllte den Wasserkocher im Bad mit Wasser. Das Bad war ebenfalls klein, aber sauber und modern. In der Badewanne konnte man gerade so sitzen, aber im Moment konnte sie sich trotz ihres verschwitzten Körpers ohnehin nicht aufrufen, auch nur zu duschen, geschweige denn ein Vollbad zu nehmen. Sobald sie sich einen Kaffee zubereitet hatte, startete sie mit der Tasse in der Hand zum Fenster hinaus, sah aber nichts von der Brücke, die Valentia Island mit dem Festland verband, sondern nur Nebelschwaden.

Schon beim ersten Schluck verbrannte sie sich die Zunge, aber das hielt sie nicht davon ab, den Kaffee zügig auszutrinken, und danach schien ihr Kopf nicht länger in Watte gepackt zu sein. Dennoch fehlte ihr die Energie, ihre Tasche auszupacken und zu prüfen, ob sie wirklich alles Nötige eingepackt hatte. Sie zog lediglich ihr Smartphone aus der Handtasche, schaltete es ein und stellte fest, dass es nur noch zu dreizehn Prozent geladen war. Und sie hatte zwar ihr Ladekabel mitgenommen, jedoch keinen Adapter für die Steckdose.

*Mist, Mist, Mist.*

Aber nun gut, als sie heute Morgen das Einfamilienhaus im Taunus verlassen hatte und mit dem Taxi zum Frankfurter Flughafen gefahren war, hatte sie nicht gewusst, wohin

es sie verschlagen würde. Das hatte sie allein dem Zufall überlassen.

Ob Sheila vielleicht einen Adapter hatte? Ehe sie sich auffaffen konnte, nach unten zu gehen und zu fragen, vibrierte das Smartphone. Eine SMS ... Bestimmt schrieb Nils ihr ... Vielleicht war er schon zu Hause und hatte gemerkt, dass sie nicht da war. Der Text verschwamm vor ihren Augen, doch als sie ihn endlich entziffern konnte, stellte sie fest, dass es nicht Nils war, sondern ihr Mobilfunkanbieter, der die Kosten für einen Daily oder Weekly Pass fürs Internet auflistete.

Rebecca ließ sich auf die Kissen fallen und tippte eine Nummer ein.

*Kein Anschluss unter dieser Rufnummer.*

Richtig, sie hatte vergessen, die Schweizer Vorwahl einzugeben. Bevor Johanna Richtung Genf aufgebrochen war, hatte Nils einen Vertrag mit einer Schweizer Telefongesellschaft abgeschlossen, weil dann die Anrufe billiger wären.

Schon verrückt. Das Schweizer Eliteinternat, das Johanna seit einigen Wochen besuchte, kostete monatlich so viel wie eine großzügige Mietwohnung in Falkenstein im Taunus – eine der teuersten Gegenden Deutschlands –, aber bei solchen Details legte Nils Wert auf Sparsamkeit.

Es klingelte sechsmal, doch als Rebecca schon auflegen wollte, ertönte etwas unwirsch: »Ja? Was gibt's?«

»Schatz, ich bin's ... Mama ...«

Anstelle einer Antwort vernahm Rebecca nur ein Rauschen. Sie erhob sich schnell, trat zum Fenster. »Johanna?«

»Mir geht's gut, Mama, wirklich, du musst nicht jeden Tag anrufen.« Obwohl sie das Gesicht ihrer Tochter in diesem Augenblick nicht sehen konnte, war Rebecca überzeugt, dass sie gerade entnervt die Augen verdrehte – wie so oft seit jenem Tag, da sie beschlossen hatte, kein Kind mehr

zu sein, sondern erwachsen. Und genauso wollte sie auch behandelt werden.

»Ich wollte doch nur sicher sein ...«, setzte Rebecca an.

»Ich habe einen Platz in der Theater-AG bekommen, stell dir vor!« Jetzt funkelten bestimmt Johannas dunkle Augen, die sie von ihr hatte. »Und mit dem Französisch klappt's schon ganz gut ... In meine Klasse geht ein Mädchen, das aus Monaco kommt. Sie spricht vier Sprachen perfekt, ihr Vater ist irgend so ein hohes Tier in der Formel 1.«

»Das freut mich«, sagte Rebecca, obwohl ihre Stimme etwas gepresst klang.

Sie dachte an ihren Streit mit Nils, als Johanna zum ersten Mal ihren Wunsch geäußert hatte, ihrer besten Freundin aufs Eliteinternat zu folgen.

Was, wenn sie dort zum Snob wird?, hatte Rebecca zu bedenken gegeben. Wenn sie ständig mit diesen zickigen Millionärsgören zusammen ist und irgendwann genauso wird wie diese?

Doch Nils hatte gelassen geantwortet: Was, wenn das ihre große Chance ist, die ihr die ganze Welt eröffnet, und du ihr die Chance verbaust, weil du einfach nicht loslassen kannst?

Rebecca hatte nachgegeben und sagte sich seitdem jeden Tag wie ein Mantra vor: *Nicht klammern, nicht klammern, nicht klammern*. Auch jetzt hatte sie sich so weit im Griff, um zu murmeln: »Ich will dich nicht weiter stören, irgendwann erzählst du mir ausführlich davon, mach's gut, Schatz.«

Doch kaum hatte sie aufgelegt, schossen ihr die Tränen in die Augen. Das Zimmer, das ihr eben noch so gemütlich erschienen war, wurde ihr schlagartig zu eng. Sie schob ungestüm die geblühten Vorhänge zur Seite und öffnete das



Fenster – zumindest versuchte sie es. Leider ließ es sich nur kippen. Wie eine Ertrinkende presste sie ihr Gesicht in den schmalen Spalt, atmete tief ein, glaubte, wie von weither Sheilas Stimme zu hören, die offenbar gerade ankommende Gäste begrüßte. Beinahe überhörte sie, dass eine neuerliche SMS eintrudelte.

Diese kam von Nils.

*Er weiß es ... Er weiß es ... Er weiß, dass ich es herausgefunden habe ... dass ich deswegen abgehauen bin ...*

Doch als sie die Nachricht öffnete, las sie nur: *Hast du schon meine Hemden abgeholt? Ich brauche morgen das hellblaue.*

Wenn ihre Finger nicht so gezittert hätten, hätte sie sofort geantwortet. Und wenn sie das hellblaue Hemd in den Händen gehalten hätte, hätte sie es zerschnitten.

Davon war sie zumindest für wenige Augenblicke überzeugt, ehe sie sich eingestand, dass sie ihn noch nicht einmal per SMS mit ihren Vorwürfen konfrontieren konnte, geschweige denn von Angesicht zu Angesicht. Insgeheim war sie sogar erleichtert, dass er ihre Flucht noch nicht einmal bemerkt hatte.

Allerdings war es einer anderen nicht entgangen, wie eine weitere Textnachricht verriet. Diese stammte von ihrer Freundin und Nachbarin Charlotte, mit der sie heute zum Pilates verabredet gewesen war. Rebecca war jedenfalls davon überzeugt, dass es sich um Pilates handelte, während Charlotte die Sporteinheiten als Mischung aus Yoga, Kickboxen und Ballett bezeichnete. Rebecca rieb sich den gespannten Nacken. Zumindest ein Gutes hatte ihre Flucht – sie ersparte sich diese mühsamen Verrenkungen.

Das Smartphone war noch zu neun Prozent geladen, als sie Charlottes Nummer wählte. Ehe sie auch nur den Mund aufmachen konnte, wurde sie von einer Fülle an Vorwürfen

überschüttet. »Kannst du mir nicht wenigstens rechtzeitig Bescheid sagen, wenn du verhindert bist? Ich habe EWIG auf dich gewartet, bin eine GANZE Viertelstunde zu spät gekommen. Die anderen haben sich bereits aufgewärmt, weißt du, wie komisch die ersten Übungen bei mir aussahen? Und warum kannst du nicht wenigstens an dein Handy gehen? Was hast du denn Wichtiges zu tun, Johanna ist doch jetzt im Internat. Ich hingegen muss mir einen freien Vormittag mühsam freischaufeln. Du solltest das doch noch wissen, wie das mit kleinen Kindern so ist ... wobei du ja nur eines hattest. Mit zweien ist es manchmal die HÖLLE, das sage ich dir.«

Rebecca ließ das Smartphone sinken, um sich wenigstens den Rest des Lamentos zu ersparen.

Ja, ja, dachte sie, ich weiß, ich weiß. Du bist die gestresste Kleinkindmutter, während ich den ganzen Tag auf der faulen Haut liege. Das Einzige, worum ich mich jetzt noch kümmern muss, sind blaue Hemden. Und nicht einmal das bringe ich auf die Reihe.

Ferdinand und Gustav, Charlottes Söhne, waren eins und drei. Jedes Mal, wenn ihre Namen fielen, spottete Nils, ob Charlotte ihre Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum nicht mit etwas weniger antiquierten Namen unter Beweis stellen hätte können. »Werden irgendwann auch wieder Namen wie Gernot und Eberhard gebräuchlich?«, pflegte er zu fragen.

Charlotte selbst fand die Namen ihrer Jungs »hip«. Für eine Bildungsbürgerin hielt sie sich im Übrigen nicht, eher für eine Frau, die das Muttersein neu erfinden wollte. Ihr Erziehungsstil war, gelinde gesagt, etwas widersprüchlich. Einerseits legte sie viel Wert auf Tischmanieren – und das in einem Alter, da Kinder vorzugsweise Bananenbrei in der ganzen Wohnung verteilen –, andererseits brach sie, wie sie

behauptete, ganz bewusst mit Konventionen, indem sie Gustav zum Ballett anmeldete (und ja, es war wirklich klassisches Ballett, keine Mischung aus Pilates, Yoga, Kickboxen oder Sonstigem). Jeden Nachmittag leistete sie sich ein Kindermädchen, aber eine Putzfrau, so erklärte sie, käme ihr nicht ins Haus. Stattdessen besaß sie einen sündhaft teuren automatischen Staubsauger, der in ihren Augen superpraktisch war, in denen von Nils hingegen nutzlos, denn »in den Ecken muss sie ja doch selber nachputzen«.

Charlotte allerdings, nach eigenen Aussagen ein »Freigeist«, waren die Ecken egal. Dort ließ sie gerne Spinnweben wuchern, und sie erschlug eigenhändig Fliegen, um ihre Hausspinne damit zu füttern. Diese hatte sie – zu Johannas großer Begeisterung – Thekla-Thusnelda genannt. Thekla, weil auch die Spinne in *Biene Maja* so hieß, und Thusnelda, weil das in Charlottes Augen ein typischer Spinnennamen war.

Charlottes schrille Stimme riss Rebecca aus den Erinnerungen. »Also, was ist los mit dir?«

Rebecca atmete tief durch. Sie schloss das Fenster wieder, als gälte es, ein Geheimnis zu hüten, obwohl Sheila sicherlich ohnehin kein Deutsch verstand.

»Nils betrügt mich«, sagte sie schließlich leise.

Eine Weile herrschte am anderen Ende der Leitung Stille. »Ach du Scheiße, bist du sicher?«

»Absolut.«

»Aber wie ...«

»Wie ich es herausgefunden habe?«

Nun war es Rebecca, die schwieg, und entgegen ihrer Gewohnheiten bohrte Charlotte ausnahmsweise nicht nach. Wahrscheinlich konnte sie sich all die unschönen Details denken: Lippenstiftspuren am Hemdkragen ... der Geruch von fremdem Parfüm am Smoking ... Schnüffeln im E-Mail-

Postfach. Nils benutzt zwei Passwörter. Das für die Bank war schrecklich kompliziert, da es genaue Vorschriften gab, aus wie vielen Buchstaben, Zahlen und Sonderzeichen es bestehen musste, aber für seine privaten E-Mails verwendete er seit Jahren schlichtweg »Johanna«.

Wie einfallsreich.

Rebecca ging ins Bad und setzte sich auf den Klodeckel. Sie hatte das Gefühl, nur weitersprechen zu können, wenn sie in einem möglichst kleinen Raum saß – vielleicht, weil dann auch der Schmerz, der Schock, die Enttäuschung keinen Platz fanden. Vorerst sagte sie allerdings gar nichts. Das erste Geräusch nach gefühlten Ewigkeiten war das Vibrieren des Smartphones, das signalisierte, dass der Akku bald endgültig leer war.

»Du musst jetzt einen kühlen Kopf bewahren«, sagte Charlotte schließlich und versuchte frohgemut zu klingen. »Lass dich nur ja nicht von Emotionen hinreißen.«

»Ich dachte, Emotionen nicht rauszulassen wäre ungesund, weil man sich dann Krebs oder Depressionen oder beides holt.«

»Na ja, bei mir kannst du dich gerne auskotzen. Aber ihm gegenüber musst du Haltung bewahren.«

Rebecca war nicht nach Kotzen, sondern nach Schlafen zumute. »Ich habe ja in gewisser Weise schon Übung«, murmelte sie. »Beim letzten Mal war es irgendwann wieder vorbei.«

»Beim letzten Mal?«

Das Smartphone vibrierte wieder. »Nils hatte schon vor zwei Jahren eine Affäre«, bekannte Rebecca. »Ich habe es damals für mich behalten, ich wollte ...«

Ja, was hatte sie eigentlich gewollt?

»Ach so«, fiel Charlotte ins Wort und klang nun regelrecht erleichtert. »Dann ist es ja nicht so schlimm.«